

Inkarnation als missionarisches Prinzip

Josef Meili SMB, Immensee, Schweiz

Jetzt ist er einer von uns.

Ich hatte 1974 zu Beginn meiner missionarischen Tätigkeit in Taiwan Mandarin-Chinesisch gelernt, weil es die offizielle Schul- und Beamtensprache ist, obwohl ca. 90% der Bevölkerung den südchinesischen Dialekt des Amoi oder Taiwanesisch als Muttersprache spricht. Als ich nach etwa zehn Jahren Arbeit in Taiwan beschloß, nochmals acht Monate in die Sprachschule zu gehen und Taiwanesisch zu lernen, fand dies der damalige Bischof nicht nötig. „Es verstehen ja alle Mandarin-Chinesisch“, sagte er.

Nachdem ich nach Abschluß meines Taiwanesisch-Studiums in der Pfarrei, in der ich arbeitete, die erste Eucharistie in dieser Sprache gefeiert hatte, war die alte Frau Kho, mit der ich mich vorher nie hatte unterhalten können, weil sie kein Mandarin-Chinesisch sprach, ganz außer sich und sagte nach dem Gottesdienst immer wieder: „Unglaublich, jetzt verstehe ich ihn. Unglaublich, jetzt verstehe ich ihn.“ Und am Schluß fügte sie zu den umstehenden Frauen gewendet hinzu: „Jetzt ist er einer von uns.“

Für mich war dieser Satz ein Ausdruck dafür, daß ich offenbar wieder ein Stück mehr Mensch geworden war in Taiwan. Der Satz der Frau Kho beinhaltete nicht nur eine Aussage über das Taiwanesisch als sprachliches Kommunikationsmittel; er beinhaltete weit mehr, nämlich den Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen, den Bereich der Politik, den Bereich der kulturellen Begegnung, auch den Bereich der Religion.

Die Aussage von Frau Kho war für mich zugleich eine der größten Ermunterungen, mich noch intensiver mit den Sprachen zu beschäftigen, damit ich noch mehr einer von ihnen würde, selbst mit meiner großen Nase und den großen Augen, welche mich immer als Ausländer verraten würden.

Und damit sind wir mitten im heutigen Thema: Inkulturation.

Ich möchte vom großen Thema: Liebe, der Grundbewegung der Mission, ausgehen und dies in einem ersten Teil ganz skizzieren. Der zweite Teil führt uns zu Gottes Mission in Jesus, zur Liebe, die konkret wurde. Im dritten Teil versuche ich meine persönlichen missionarischen Erfahrungen in diesem Rahmen zu sehen und zu reflektieren. Den Abschluß bildet eine Geschichte.

I. Liebe als Grundbewegung von Mission

Ich möchte den Bereich Mission nicht in erster Linie an spezifischen Aussagen des Neuen Testaments, welche von Sendung sprechen, festmachen, sondern ihn im großen Rahmen der Liebe Gottes sehen.

1. Liebe ist die Grundoption des Handelns Gottes mit uns Menschen und der Welt.

Im nächtlichen Gespräch mit Nikodemus versucht Jesus diesem Mann Verständnis für die ungewohnte Art der Offenbarung Gottes zu wecken.

Es ist nicht eine Machtdemonstration, durch welche Gott seine Liebe zum Ausdruck bringen will; es ist nicht etwas Außerordentliches, mit dem Gott seine Liebe aufzwingen will; es ist die Begegnung mit einem gewöhnlichen Menschen, Jesus von Nazareth, durch die Gott bis in die letzte Konsequenz hinein, nämlich den Tod, seine Liebe zu den Menschen und zur Welt anbieten will.

„Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat.“ (Joh 3, 16)¹. Und mit andern Worten, welche wie eine Verstärkung klingen, fährt Johannes fort: „Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, damit er die Welt richtet, sondern damit die Welt durch ihn gerettet werde“ (V. 17).

Es ist Liebe, welche Gott veranlaßt, seinen Sohn zu senden, diesen Jesus als Mensch unter uns leben zu lassen und so seine Mission zu erfüllen.

2. Liebe ist auch die Grundoption des Christen in seinem alltäglichen Leben im Umgang mit seinen Mitmenschen.

Wenn Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes darauf hinweist, daß gar nichts, auch nicht die phänomenalsten Fähigkeiten, etwas wert sind, wenn sie nicht von der Liebe getragen sind, reflektiert er neben den arroganten Besserwissern in der Gemeinde wohl auch seine eigene Ausbildung und Fähigkeit als Schriftgelehrter und Schüler des Gamaliel:

„Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke...“ (vgl. V. 1–3). Alle Sprachen – und wie viele gibt es, die wir gerne sprechen würden – alle Kenntnis über Kulturen, Religionen, Denkformen, sind nur Lärm ohne die Liebe, welche solchen Fähigkeiten des Entdeckens, Begreifens, Verstehens und Beherrschens zugrunde liegen muß.

3. Liebe schenkt neues Leben.

Schließlich ist es Liebe, welche dem einzelnen Menschen neues Leben schenkt, indem sie ihn wieder eingliedert in die Sphäre Gottes, in die Gemeinschaft der Menschen und ihn mit sich selbst versöhnt.

¹ Die Stellen aus dem Neuen Testament sind zitiert nach der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift.

Jesus sagt zum Pharisäer im Hinblick auf die Frau, welche ihm die Füße salbt: „Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie so viel Liebe gezeigt hat.“ (Lk 7,47).

Auf diese Weise erhält die Frau eine Chance, ihr Leben neu zu gestalten, neu zu leben. Es ist die schöpferische Liebe Jesu, welche ein Gegenbild wieder zu einem Ebenbild Gottes macht. Es ist die Liebe, die nicht zählt und nicht rechnet, welche den Raum zum Atmen und damit zum Leben ermöglicht.

II. Gottes Mission in Jesus

Liebe ist der große Rahmen von Gottes Sein und Tun. Dies betrifft den globalen, gesellschaftlichen und persönlichen Bereich. In diesem großen Rahmen steht die Menschwerdung Gottes in Jesus und damit auch seine Sendung. Was Menschwerdung in diesem Zusammenhang und dann im Hinblick auf Jesu Sendung, und damit von Mission allgemein, bedeutet, möchte ich vor allem an drei Schlüsselstellen des Neuen Testaments darstellen: Johannes 1,14, Phil. 2,5–8 und Lukas 4, 18–19,21.

1. Das Wort ist Fleisch geworden.

Im ersten Kapitel des Johannesevangeliums finden wir wohl die kürzeste Weihnachtsgeschichte: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (1,14). Die wichtigsten Elemente der Menschwerdung Gottes in Jesus, welche in unserem Zusammenhang besonders wichtig sind, werden aber damit genannt: das „Fleisch-werden“ und das „Wohnen unter uns“.

a) „Das Wort ist Fleisch geworden...“

Mit diesem Satz wird in unüberhörbarer Paradoxie gesagt, „daß der an Gottes Seite weilende, mit voller göttlicher Würde bekleidete, ganz vom göttlichen Leben erfüllte Logos in die Sphäre des Irdisch-Menschlichen, des Stofflich-Vergänglichen eintrat, indem er Fleisch wurde“.² Wenn Johannes von „Fleisch-werden“ und nicht nur von „Mensch-werden“ spricht, dann möchte er noch stärker die irdische Gebundenheit, die hinfallige Vergänglichkeit, „gleichsam das Typische rein menschlicher Seinsweise im Unterschied zu allem Himmlich-Göttlichen“³ dieses Jesus zum Ausdruck bringen. Der Logos übernimmt „die Niedrigkeit der irdisch menschlichen Existenz“.⁴ „Fleisch“ bedeutet die volle Menschlichkeit, dies weniger in seinen Möglichkeiten als vielmehr in seinen Beschränktheiten, in denen der Tod miteingeschlossen ist.

Freilich hat Johannes nicht nur, vielleicht auch nicht in erster Linie das Fleisch-werden des Logos im Auge, sondern sein Kommen, sein Gesandtsein als Licht

2 R. SCHNACKENBURG, *Das Johannesevangelium*, 1. Teil, Freiburg 1979, 241.

3 Ebd. 243.

4 Ebd. 242.

und Leben in Fülle (vgl. Joh 10.10) für alle.⁵ Licht und Leben zu sein, also die andere Seite der positiven Möglichkeiten des Lebens Jesu, ist ebenso wichtig. Jesus hatte ein gutes Verhältnis zu den Bereichen des Lebens. Dies zeigt sich in seiner Offenheit gegenüber dem Geschehen rings um ihn herum.

Die Begegnungen mit Menschen aus niederen und hohen Rängen, die Gleichnisse und Geschichten aus dem Familien- und Berufsalltag, aus dem Geschäfts- und dem politischen Bereich, die er erzählte, zeugen von einem vitalen Leben eines Menschen aus Fleisch und Blut, der sich mit den Details des Alltags ebenso beschäftigte wie mit den großen Linien von Gesellschaft und Welt, die ihm in ihren positiven Seiten von Freude, Glück, Leben und Liebe, aber auch in ihren negativen Seiten von Leiden und Tod, dem Bösen und Dämonischen entgegenkam. Jesu Aufmerksamkeit dehnte sich aus auf die soziopolitischen Bereiche, welche er sehr präzise zu analysieren wußte und gleichermaßen wie den Alltag als Anschauungsmaterial für seine Reich-Gottes-Predigt sehr bewußt einsetzte.

b) „...und hat unter uns gewohnt.“

Jesus ist nicht einfach Fleisch, Mensch geworden. Inkarnation nach Johannes bedeutet noch viel mehr. Es bedeutet, daß Jesus sich mit uns Menschen und der Welt in Beziehung setzt. Er schlägt sein Zelt unter uns Menschen in dieser Welt auf. Er geht ein in die menschliche Gesellschaft, in ihre Geschichte, in die Zeit. Gottes Wohnen unter seinem Volk ist damit eschatologisch erfüllt in der leibhaftigen, fleischhaften Gegenwart des Logos unter den Menschen, in diesem Jesus von Nazareth.⁶

Wenn Jesus unter uns wohnt, bedeutet dies auch, daß er nicht nur zu Besuch kam, nicht nur zu einem beschränkten Kreis von Auserwählten, sondern sich in alles, was das Fleisch-werden beinhaltet, bis zum letzten Ende hineingegeben hat. Er hat durchgehalten, ohne zu fliehen. Der Hebräerbrief drückt dies so aus: „Wir haben ja nicht einen Hohenpriester, der nicht mitfühlen könnte mit unserer Schwäche, sondern einen, der in allem wie wir in Versuchung geführt worden ist, aber nicht gesündigt hat.“ (4,15). Das Wohnen unter uns als Eingebundensein gerade in die Beschränktheit und Vergänglichkeit hat der Hebräerbrief so in fast schockierender Weise dargestellt.

Umgekehrt wird Jesus gerade durch diese unsere menschliche Erfahrung einer, der fähig ist, für die in vieler Hinsicht kurzichtigen und beschränkten Menschen Verständnis aufzubringen, da auch er der Schwachheit unterworfen ist. (Vgl. Hebr. 5,2).

Jesus war tatsächlich ganz verflochten in das gewöhnliche Leben und die Kultur seines Volkes und Landes und erlebte so die konkrete Beschränktheit des Alltags. Es ging um alltägliches menschliches Dasein, um konkretes geschicht-

5 E. SCHILLEBEECKX, *Christus und die Christen*, Die Geschichte einer neuen Lebenspraxis, Freiburg 1977, 351.

6 Vgl. Schnackenburg, *Johannesevangelium*, 249.

liches Tun und Erleiden, um tätige Anerkennung der Zufälligkeit und Begrenztheit so vieler Bereiche des Menschenlebens in all seinem Ausgeliefert- und Bedingtsein, seiner Unabgeschlossenheit und Unvollkommenheit, eine Situation, welche jede und jeder von uns, vor allem jene im missionarischen Dienst, erfährt.⁷

Jesus war verflochten in die Geschichte – die Welt- und Lokalgeschichte –, wenn wir nur an die Repressionen der römischen Besatzungsmacht denken oder die unseligen Animositäten zwischen Juden und Samaritern. Jesus war eingebunden in eine Religion und eine von ihr bestimmte Gesetzlichkeit; dieser Bereich wurde zur Ursache heftigster Auseinandersetzungen. Jesus war eingebettet in eine Familienstruktur: „Ist das nicht der Sohn des Zimmermanns“ (Mt 13,55) und auch in die ‚Kirchturmpolitik‘: „Aus Nazareth? Kann von dort etwas Gutes kommen?“ (Joh 1,46). Die entsprechenden Denk- und Verhaltensmuster seines Volkes, Vorurteile eingeschlossen, prägten auch Jesu Leben; denken wir nur an Jesu Verhalten der kanaanäischen Frau (Mt 15,21–28) oder Nathanael (Joh 1,47) gegenüber.

Freilich bestand das Geniale darin, daß Jesus all diesem mit einer entwaffnenden Freiheit gegenüberstand, die nur ihm eigen sein konnte. Das Wort ist wirklich ganz und gar Fleisch geworden, nicht im allgemeinen, sondern im ganz besonderen, fast ärgerniserregenden Detail.

2. Er entäußerte sich.

In Form eines Hymnus werden die Aussagen über Jesu Fleisch-werden und Wohnen unter uns im Philipperbrief (2,5–11) gesammelt und in ihrer Radikalität noch verstärkt.

*„Er war Gott gleich,
hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein...“ (V.6)*

Es wird gesagt, daß Jesus „in jener Daseinsweise oder Stellung war, die geprägt war vom göttlichen Sein“⁸, von der Gottgleichheit. Darüber zu reflektieren ist aber nicht Ziel des Hymnus, sondern es geht vielmehr darum „das ‚Mensch-Werden‘ dessen, der ‚in Gestalt Gottes‘ ist“⁹, zu besingen.

Stauend verkündet der Hymnus, daß Jesus seine gottgleiche Stellung nicht festhalten wollte. „Es lag ihm nicht daran, die göttliche Herrlichkeit und Würde mit aller Gewalt zu bewahren und für sich auszunutzen“¹⁰ und als Ge-

7 Vgl. J. ERNST, *Die Briefe an die Philipper, an Philemon, an die Kolosser, an die Epheser*, Regensburg 1974, 69.

8 B. MAYER, *Philipperbrief/Philemonbrief*, Stuttgart 1986, 28.

9 ERNST, *Philipper*, 67.

10 MAYER, *Philipperbrief*, 28f.

winn anzusehen¹¹; er hat keinen „aus seiner Gottgleichheit fließenden Rechtsanspruch erhoben“¹² und hat das Gott-Gleich-Sein auch nicht egoistisch für sich ausgenützt.¹³

*„... sondern er entäußerte sich
und wurde wie ein Sklave
und den Menschen gleich.
Sein Leben war das eines Menschen;...“ (V.7)*

Die Konkretion der Menschwerdung wird vertieft. Das Sich-entäußern wird noch verdeutlicht durch das „Sklave-sein“. Die Welt Gottes wird gänzlich verlassen, die niedere Menschenwelt, das ganze unter Elend und Tod versklavte Menschendasein ist endgültig erreicht.¹⁴ Heute würden wir sagen, daß Jesus das, was ihm zu eigen war, ganz zur Verfügung stellte. Man wird an 2 Kor 8,9 erinnert, wo Paulus schreibt: „*Er, der reich war, wurde euretwegen arm, um euch durch seine Armut reich zu machen.*“

Menschwerdung bedeutete für Jesus, daß er buchstäblich alles aufgab, was er besaß, um sich ganz in „das andere“ hineinzubegeben, jenes andere, das dem Göttlichen sogar entgegengesetzt und deshalb nichtig war. Freilich, nur in selbstgewählter Freiheit konnte Jesus das Sklavendasein auf sich nehmen. Es geht so um einen letzten Rechtsverzicht.

Schließlich wird vom „Menschen“ gesprochen. „Jesus ordnet sich ein in die Reihe der Menschen, ging in ihre Geschichte ein.“¹⁵ Hier treffen sich die Aussagen mit jenen im Johannesprolog (1,14). Es geht um die volle Inkarnation; Jesus war wahrhaftig ein Mensch.

*„...er erniedrigte sich
und war gehorsam bis zum Tod,
bis zum Tod am Kreuz.“ (V.8)*

Die Inkarnation zielt auf die totale Selbsthingabe hin, die im freiwillig angenommenen Tod ihren letzten Ausdruck gefunden hat.¹⁶ Wir werden erinnert an die Texte über den Gehorsam im Hebräerbrief: „*Als er auf Erden lebte, hat er mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vor den gebracht, der ihn aus dem Tod retten konnte... obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden den Gehorsam gelernt.*“ (5,7–8). Fleisch werden in Begrenztheit und Entäußerung in der ganzen Konsequenz kann wohl kaum deutlicher ausgedrückt werden. „Seiner Würde als Sohn zum Trotz wurde Jesus in eine Leidenschule

11 J. GNILKA, *Der Philipperbrief*, Freiburg 1968, 117.

12 W. EGGER, *Galaterbrief, Philipperbrief, Philemonbrief*, Würzburg 1985, 60.

13 Vgl. ERNST, *Philipper*, 67.

14 Vgl. GNILKA, *Philipperbrief*, 118; MAYER, *Philipperbrief*, 29.

15 GNILKA, *Philipperbrief*, 120.

16 Vgl. ERNST, *Philipper*, 68.

genommen, in der es sogar für ihn, nein: gerade für ihn etwas zu lernen gab. Das war die Einübung in die Solidarität mit den Brüdern¹⁷ und Schwestern. Es blieb ihm nichts erspart.

Umgekehrt wird deutlich, daß es gerade so „an Menschlichem beim Großen Hohenpriester Christus keinen Mangel hat“.¹⁸ Dies ist ein wichtiger Hinweis auf die Art und Weise der missionarischen Tätigkeit Jesu.

Schließlich gipfelt Jesu Gehorsam in seinen Fleischestagen in der Preisgabe seiner eigenen Person und seines eigenen Lebens im Tod am Kreuz.¹⁹ „Das Kreuz als das äußerste Zeichen äußerster Ohnmacht und ärgster Schande macht den Verzicht Jesu auf seine göttliche Macht und Herrlichkeit in seinem ganzen Ausmaß und eben damit die wahre Dimension der ‚Knechtsgestalt‘ offenbar.“²⁰ Das Kreuz wird so die letzte Station der Menschwerdung.

3. *Er hat mich gesandt.*

Die Menschwerdung als letzte Entäußerung hat ein eindeutiges Ziel, nämlich das Heil der Menschen und der Welt. Mit der Menschwerdung Jesu ist seine Mission wesentlich verknüpft. Ohne diese Mission hätte Menschwerdung keine Sinnrichtung.

Sowohl das Johannesevangelium spricht in der Fortsetzung von 1,14 davon, wenn von der Herrlichkeit die Rede ist, welche die Zeugen gesehen und verkündet haben, als auch der Hebräerbrief, der Jesus als Mit-Leidenden und Mit-Fühlenden und Verstehenden schildert. Der Philipper-Hymnus zieht mit der Erhöhung Jesu die Welt und die Menschen weiter mit in das Auferstehungsgeschehen, in das neue Leben hinein.

Ich möchte auf einen Text hinweisen, der ganz konkret auf die Sendung, das Ziel all dessen, was Jesus in Gehorsam durchlebt hat, hinweist. Es ist der missionarische Auftrag für Jesus bei Lukas im 4. Kapitel (VV 18–19, 21), wo es um die sich in Jesus verwirklichende Ankündigung des Reiches Gottes geht.

*„Der Geist des Herrn ruht auf mir;
denn der Herr hat mich gesalbt.
Er hat mich gesandt,
damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe;
damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde
und den Blinden das Augenlicht;
damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze
und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.*

17 E. GRÄSSER, *An die Hebräer*, 1. Teilband, Hebr 1–6, Zürich/Neukirchen-Vluyn 1990, 295.

18 Ebd. 296.

19 Ebd. 297.

20 EGGER, *Galaterbrief*, 61.

... Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt.“

Dieses Zitat aus Jesaja ist zugleich die programmatische missionarische Rede Jesu in der Synagoge von Nazareth. Auftrag, Inhalt und Person werden darin eins.

In diesen Zusammenhang gehört zweifelsohne auch das Zitat von Jesaja 42, 1–4 bei Matthäus 12. Dort erscheint einerseits der Aspekt des Knechtes, des Sklaven, der im Philipperhymnus besungen wird:

„Seht, das ist mein Knecht, den ich erwählt habe,
mein Geliebter, an dem ich Gefallen gefunden habe.“ (V.18 a)

Auf der andern Seite scheint der Aspekt des mitfühlenden Hohenpriesters im Hebräerbrief durch:

„Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen
und den glimmenden Docht nicht auslöschen.“ (V.20 a)

Das Mensch-werden und Mensch-sein Jesu wird konkret in Bezug auf die Menschen um ihn herum.

Jesus als Geistträger ist der von Gott gesalbte Messias. Ziel seiner Sendung ist die Verkündigung der Botschaft des Heils an die Armen, welche in der Gefangenenbefreiung, Blindenheilung und Freilassung einen konkreten Ausdruck oder „wirkkräftige Signale der Erlösung“²¹ findet. Damit werden die Verheißungen der Propheten und die Hoffnungen der Väter im Wirken gerade dieses Menschen Jesus jetzt erfüllt; die sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwänge werden aufgebrochen. Das Heil wird in den frohesten Farben als vollendetes Heil gemalt. Leben in Fülle (Joh 10,10) wird Wirklichkeit. Für Jesus erübrigt sich eine rabbinische Schriftauslegung. Weil er gekommen ist, Mensch geworden ist und „als der ‚Gesandte‘ von seiner ‚Sendung‘ gelesen hat, ist die Erfüllung da“²². Bei allem ist es deutlich, daß es nicht in erster Linie um individuelle Erfüllung, sondern daß es um die ganze Welt und die ganze Menschheit in allen Aspekten geht.

Im oben zitierten Text ist das ausgesagt, was Reich Gottes meint. Die Verheißungen aus dem Alten Testament, hier von Jesaja, werden jetzt mit Jesus, gerade weil er Mensch wurde, sich entäußert hat und unter uns wohnt, wahr und wirklich. Die rettende und heilschaffende Ewigkeit des Göttlichen wird gerade in der Nichtigkeit des Menschlichen sichtbar, hörbar, erfahrbar und wirksam. Eben dieses Mensch-sein Jesu und sein Unter-uns-wohnen ist das Zeichen der Identität der Offenbarung Gottes.

Wenn im Hebräerbrief „die menschliche Solidarität und Opferbereitschaft Jesu das Lebensprojekt Jesu“²³ ist, dann wird hier bei Lukas diese Solidarität

21 J. ERNST, *Das Evangelium nach Lukas*, Regensburg 1993, 131.

22 H. SCHÜRMAN, *Das Lukasevangelium*, Erster Teil, Freiburg 1969, 232.

23 SCHILLEBEECKX, *Christus*, 251.

insbesondere mit den Schwachen, Kleinen, Kranken und am Rande stehenden noch konkreter zum Ausdruck gebracht. Wenn dabei das Gnadensjahr ausgerufen wird, wird sowohl der religiöse wie auch der sozialwirtschaftliche Bereich, also das ganze menschliche Leben einbezogen. Jesu Gottesreich-Mission hat es mit dem ganzen Leben in allen Bereichen zu tun.

Für den jüdischen Hörer war die Gottesherrschaft, das Reich Gottes, der Inbegriff der Heilshoffnung. Das Kommen des Reiches Gottes sollte zusammenfallen mit „der Verwirklichung des eschatologischen Schalom, des Friedens unter den Völkern, zwischen den Menschen, im Menschen und im gesamten Kosmos“.²⁴ So muß Jesu Botschaft vom Kommen der Herrschaft Gottes verstanden werden „im Horizont der Menschheitsfrage nach Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit und Leben“.²⁵

Freilich hat die Herrschaft Gottes einen ungewohnten Charakter. Sie hat nichts mit unmenschlicher Gewalt oder erdrückender Macht zu tun. „Gottes Herrschaft ist das Gottsein Gottes, und unsere Anerkennung derselben bewirkt Menschlichkeit, das Heil des Menschen.“²⁶ Es geht Jesus um nichts anderes, als daß dieser Gott ein Gott der Menschen sei, wie dies im Titusbrief sehr schlicht und einfach formuliert ist: „*Als aber die Güte und Menschenliebe Gottes, unseres Retters, erschien...*“ (3,4). Für Jesus ist diese Gottesherrschaft nicht einfach eine Idee, sondern in erster Linie eine Erfahrungswirklichkeit. Dies wird im oben zitierten Lukas-Text klar. Die Gottesherrschaft bedeutet, so „wie Jesus sie predigt und in eigener Lebenspraxis anschaulich macht, die radikale *Zuverlässigkeit und Hingabe Gottes an die Menschen*, oder: Gottes Treue gegenüber sich selbst und gegenüber dem Menschen, für den er eine sinnvolle Zukunft will“.²⁷

Diese kurze Skizze einiger Aspekte zur Theologie der Inkarnation sind die Grundlage für konkrete Reflexionen aus meiner persönlichen missionarischen Erfahrung in Taiwan und von meinen Begegnungen mit unseren Mitarbeitenden in afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern.

III. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ (Joh 20,21)

1. Fleisch werden – Mensch werden

So wie Jesus nicht ein Mensch im allgemeinen wurde, nicht in einer Weltkultur lebte und nicht eine künstliche Weltsprache sprach, so gibt es keine Missionarin, keinen Missionar, der einfach in die Missionen geht und Missions-

24 W. KASPER, *Jesus der Christus*, Mainz 1975, 84.

25 Ebd. 85.

26 E. SCHILLEBEECKX, *Jesus, Die Geschichte von einem Lebenden*, Freiburg 1974, 126.

27 Ebd. 126.

arbeit betreibt. Ich persönlich ging nach Taitung, einer kleinen Stadt an der Ostküste Taiwans. Unter den Menschen *dort* wollte und sollte ich leben und arbeiten.²⁸

Wenn ich das tun wollte, mußte ich nach den neunundzwanzig Jahren Menschwerden in Europa neu Mensch werden in einer ganz andern Kultur des Alltags, in einem andern Geschichtsstrom, in einem andern religiösen Umfeld.

Ich mußte meine mitteleuropäische Welt auf die Seite stellen und in der neuen Welt Taiwans mit all seinem Großartigen, aber auch all dem Beschränkten und Fehlerhaften heimisch werden. Es bedeutete Abschied nehmen von dem, was mir geschenkt war als Heimat und Ursprung, als Lebensraum, wo ich Mensch geworden war; Abschied nehmen von Bekanntem, Vertrautem und eintauchen in das Unbekannte, Fremde.

Missionarische Existenz wurde so Nachfolge Jesu schon und gerade in seiner Menschwerdung. Was bedeutet das konkret?

a) *Zur Kultur des Alltags: essen, sprechen*

essen

Für die Menschen in Taiwan ist essen etwas vom Wichtigsten. Einladungen zu einem Essen werden sehr sorgfältig gemacht; dementsprechend kompliziert ist es, auf Einladungen einzugehen oder eben nicht. Auch nach fast zwanzig Jahren in Taiwan mußte ich immer wieder unseren Katecheten fragen, ob ich diese oder jene Einladung annehmen konnte, sollte, müßte oder nicht. Die Menschen in Taiwan sind sehr sensibel in diesem Punkt, und man kann sich gute Beziehungen mit falschen Entscheiden verscherzen. Essen ist dermaßen wichtig, daß die interessanteste Reise an den wunderbarsten Ort bei schönstem Wetter nichts wert ist, wenn das Essen nicht gestimmt hat.

Beim Essen werden noch heute Personalentscheide vermittelt. Wenn der Chef einer Firma seine Mitarbeitenden zum traditionellen jährlichen Festessen einlädt, weiß jene Person, auf die der Kopf der gekochten Gans zeigt, daß ihr gekündigt wurde.

Als Missionar werde ich mich in dieses lebensnotwendige Geschäft des Essens ganz einlassen. Dies wird einen grundsätzlichen Entscheid brauchen, ein aktives Bemühen, Nase und Zunge, Geschmack und Geruch auf ganz Neues und Ungewohntes einzuüben; ein Entscheid, der nicht einfach von meinem Gaumen oder von Messer und Gabel abhängen darf. Wenn ich mich mit der Antwort: das habe ich gern und das nicht, begnügen würde, verpaßte ich das wirkliche Menschwerden in Taiwan und müßte mich fragen, ob ich für den missionarischen Dienst dort geeignet sei.

²⁸ Die folgenden Ausführungen finden sich teilweise in: J. MEILI, *Dialog mit Menschen anderer Kulturen und Religionen*, Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee 1992.

Ich muß lernen, dort Mensch zu werden, wo ich esse. Das ist nicht einfach und wird Zeit und Energie brauchen. Aber es ist eine konkrete missionarische Aufgabe, die mindestens so wichtig ist wie meine Predigten. Vielleicht werde ich nicht einverstanden sein mit dem Anspruch, daß die chinesische Küche die weltbeste ist, sicher werde ich mich aber zurückhalten in meinem Urteil über die Qualität der Küchen auf der Welt.

Auf der andern Seite werde ich erfahren, daß die Menschen in Taiwan es außerordentlich schätzen, wenn ich gerade in diesem Alltagsbereich des Essens ein guter und wohlwollender Schüler bin; so ist ein wichtiger Schritt in meinem Mensch-werden und damit hin zu meiner missionarischen Existenz gemacht.

Auf dem Hintergrund der gemeinsamen so wichtigen Erfahrung des Essens mit den Menschen in Taiwan werde ich die Gleichnisse aus dem Markt, der Küche, dem Speisesaal, die Jesus doch so oft braucht in seiner Gottesreich-Predigt, selbst wieder besser verstehen und fähig werden, sie umsetzen zu können in die konkrete Situation in Taiwan, damit die Menschen dort sie verstehen können.

sprechen

Am Anfang erzählte ich die Geschichte von der Frau Kho. Diese Frau brachte zum Ausdruck, was sie fühlte, als ich ihre Sprache sprechen konnte. Für sie – und auch für mich – ging damit eine neue Welt auf, Beziehungen sind möglich geworden.

Die chinesischen Sprachen sind, abgesehen von den Schriftzeichen, deshalb sehr schwierig, weil sie eine außerordentlich große Vielfalt und feine Nuancen von Zuständen, Gefühlen und Situationen ausdrücken können. Als ich mich in den ersten Tagen in Taiwan etwas herumsah und meine Mitbrüder besuchte, sagte mir einer, der in zwei chinesischen Sprachen ein Meister war: „Merke dir eines: Du wirst die Sprache nie so beherrschen, daß du alles sagen kannst, was du willst und wie du es willst.“ Das ist die eine Seite, eine harte Seite. Ohne ein bewußtes und entschiedenes Akzeptieren dieser oft sehr schmerzlichen Begrenzung wäre für mich Mensch-werden und damit missionarische Präsenz in Taiwan nicht möglich geworden.

Auf der andern Seite steht diese Frau Kho, welche mein Bemühen um eine neue Sprache sehr positiv quittierte, auch wenn ich sie nicht gut sprach. Das Bemühen, mit einer neuen Sprache Mensch zu werden, neu zu lernen wie ein kleines Kind, weckt Achtung und öffnet die Herzen mit Wohlwollen. „Wir sind ihm diese Mühe wert“, sagten die Taiwanesen, denn auch sie wissen, daß die chinesischen Sprachen schwer sind; noch viel schwerer ist es aber, als Erwachsener und Gebildeter ein von andern Menschen abhängiger Primarschüler zu werden. Um so mehr habe ich erfahren, wie geduldig, ermunternd und mit echtem Mit-leiden die Leute in diesem ganzen Prozeß mitgehen.

Die Sprachen sind oft ein großes Hindernis für Frauen und Männer, welche einen missionarischen Einsatz in Ostasien machen wollen, vor allem wenn es ein befristeter ist. Zwei Jahre in die Schule zu gehen scheint zu lange: „Ich möchte nicht so lange warten, bis ich etwas tun kann“, wird gesagt. Auf der andern Seite stellen wir fest, daß es nicht unbedingt ein Vorteil ist, wenn man die Sprache des Einsatzgebietes schnell erlernt oder schon kann. Zum einen kann eine frühere Kolonialsprache hinderlich sein für partnerschaftliches Zusammenleben und Zusammenarbeiten. Zum andern kann man der Illusion verfallen, daß, wenn man die Sprache könne, man nachher nichts mehr lernen müßte.

Der Kulturschock wird so nur noch massiver, weil die missionarische Grundhaltung des Lernen-müssens zu wenig rezipiert ist. Sprachen sind ja nicht nur eine Serie von Wörtern, sondern sie sind eingebettet in jahrhundertelange Lebenserfahrungen; der richtige Ton, das feine Gefühl sind mindestens so wichtig wie Vokabeln. Deshalb ist es oft besser, wenn man in allen Bereichen des Lebens ganz neu lernen, wie ein kleines Kind eben Mensch werden muß.

Für mich stellte sich das Problem der Sprache, oder der Sprachen, in Taiwan sehr kompliziert. Auf dem engen Küstenstreifen im Osten Taiwans, wo ich arbeitete, werden neun verschiedene Sprachen gesprochen, sechs malaiische und drei chinesische, welche untereinander total verschieden sind. Das Lernen dieser oder jener Sprache hatte damals politische und gesellschaftspolitische Implikationen.

Heute ist die Situation etwas anders. Lernte ich Mandarin-Chinesisch, so war ich regierungskonform, aber nicht beim größten Teil der Bewohner Taiwans zu Hause, denn sie sprechen Amoi oder Taiwanesisch. Mandarin ist die Sprache der „ausländischen Chinesen“; lernte ich Taiwanesisch, so war ich politisch verdächtig; lernte ich eine der malaiischen Sprachen, erschien ich nicht interessiert an der chinesischen Kultur, identifizierte mich mit der sprachlichen und damit kulturellen unbedeutenden Minderheit und gehörte zu den zweitklassigen Menschen. In diesem Zusammenhang erlebte ich auch, daß Angehörige der malaiischen Volksgruppen ihre Sprache nicht mehr sprechen wollten, um nicht klassifiziert zu werden. Sie lernten lieber die Sprache der Finanzen und der Wirtschaft, das Taiwanesisch.

Schließlich redet die Jugend immer mehr Taiwanesisch, wie immer ihr völkischer und geschichtlicher Ursprung ist; für sie ist Taiwan ihre Heimat, entsprechend auch ihre gemeinsame Sprache Taiwanesisch.

Mit dem Mensch-werden nur schon in diesem Bereich der Sprache, am Eingang sozusagen zur neuen Welt, wurde ich bereits in den ganzen Lebensraum und in den Sturm der Geschichte dieser gemischten Volksgruppen mit allen Vorurteilen, Spannungen und Blockaden hineingenommen. Diese sehr tiefgreifenden Begrenzungen zu akzeptieren, Optionen zu treffen, hier Mensch zu werden, war schwer, ist aber eine absolut wichtige Voraussetzung, damit missionarische Begegnung möglich wird.

b) Zur Geschichte

Mit den Überlegungen zur Sprache sind wir mitten im Bereich der Geschichte der Menschen Taiwans, welche sie prägt und auch definiert. Die Ureinwohner malaiischer Herkunft lebten ursprünglich an der Küste. Sie wurden von den Südchinesen, die vor drei-/vierhundert Jahren in Wellen nach Taiwan eingewandert sind und sich jetzt Taiwanesen nennen, größtenteils in die Berge verdrängt und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Man nannte sie „Wilde“. Nach dem II. Weltkrieg baute Chiang-Kai-shek mit seiner Restarmee die Exilregierung der chinesischen Nationalisten auf der Insel Taiwan auf. Diese Gruppe wird „Festländer“ genannt. Das von ihnen initiierte Massaker an Zehntausenden von Elite-Taiwanesen am 28. Februar 1947 hinterließ große Wunden. Erst unter der jetzigen Regierung werden die großen Verletzungen aufgearbeitet.

All diese geschichtlichen Ereignisse haben große Animositäten und Vorurteile, oft unüberwindbare Feindseligkeit zur Folge gehabt. Sie werden jetzt teilweise abgebaut durch ein neues nationales Bewußtsein, welches durch die kürzliche Wahl des Präsidenten Li Teng-Huei durch das Volk einen deutlichen und auch überzeugenden Ausdruck fand. Während meines knapp zwanzigjährigen Aufenthalts in Taiwan hat sich schwarz in weiß gekehrt: Bei meiner Ankunft 1974 hätte die Erwähnung des Massakers die sichere Landesverweisung bedeutet, heute ist jener 28. Februar ein nationaler Feiertag.

Mensch-werden in diesem komplizierten und teilweise verworrenen geschichtlichen Gebilde, welches sich innerhalb einer Generation so grundlegend verändert hat, sich ganz hineingeben in diese fremde und befremdende geschichtliche Situation ist eine missionarische Aufgabe erster Priorität, soll die Botschaft Jesu vom Leben in Fülle sinnvoll in diese Situation hinein verkündet werden können.

Ich habe dies praktisch erfahren bei den Schulungskursen für kirchliches und ziviles Führungspersonal. Angehörige der malaiischen Volksgruppen brauchten in erster Linie Selbstvertrauen, Selbstbewußtsein, Selbstwertgefühl; die Taiwanesen wurden herausgefordert durch die Jüngergemeinde, welche über Clan und Familie hinaus gegenseitig Verantwortung füreinander übernimmt; die Festländer wurden herausgefordert, einerseits von einem Überheblichkeitsgefühl Abschied zu nehmen; andererseits brauchten sie Stütze als „Fremde“ in der eigenen Kultur.

c) Zur Religion

Wenn ich aus dem Pfarrhaus in Taitung auf die Straße trat, stieg mir immer der Geruch von Weihrauch in die Nase. Er stammte aus den sechs Tempeln, welche im Umkreis von nur zweihundert Metern um die Kirche herum standen. Es sind taoistische Tempel oder Tempel der taiwanesischen Volksreligion. – Insgesamt gibt es über fünfzig Tempelgesellschaften in der Stadt. – In den

Tempeln verehren die Taiwanesen Schutzgottheiten der Stadt, des Dorfes, in ihren Häusern die Schutzgottheiten ihres Clans, ihrer Familie. Reine Buddhisten gibt es eigentlich wenige in Taiwan; es sind mehrheitlich Nonnen und Mönche, welche in Klöstern leben oder in Tempeln ihren Dienst tun.

Wenn ich im Bereich der Religion Mensch werden wollte, mußte ich mich um den Duft, der jeden Tag in meine Nase stieg, kümmern. Was tun diese Menschen in den Tempeln, bei den Prozessionen mit ihren Farben, Formen, Figuren, Rauch, Feuerwerk, Lärm, Tanz und Trance? Ist das einfach nur Heiden-Lärm? Warum kniet eine junge Frau mit ausgestreckten Armen vor der Göttin Ma-tsu, unbeweglich, stundenlang mitten im Wallfahrtstrubel? Was geht in dieser Frau vor?

Die größte Schutzgottheit der Volksreligion in Taiwan ist die eben erwähnte Ma-tsu; es ist die Göttin der Barmherzigkeit, welche die auswandernden Südchinesen mit nach Taiwan gebracht haben. Hunderte von Tempeln sind ihr geweiht. Ich habe einen Tag der großen Geburtstagsfeierlichkeiten dieser Göttin in ihrem Haupttempel einmal mitgefeiert. Bei dieser Gelegenheit kam ich mit einer Frau, die eben ihr Opfer dargebracht hatte, ins Gespräch. Bald fand sie heraus, daß ich ein katholischer Priester war. Da sagte sie unvermittelt: „Sehen Sie, Euer Gott ist viel zu weit weg. Wir, wir haben unsere Ma-tsu hier; wir gehen mit ihr um wie mit einer guten Bekannten; wir zeigen unsere Beziehungen zu ihr; ich bringe meine Opfer und sie schenkt mir ihren Segen für mich und meine Familie.“

„Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14), bekennen wir. Ist dieses fleischgewordene Wort wieder so weit weggerückt, daß Menschen anderer religiöser Überzeugung den Eindruck haben, daß wir nicht mehr mit ihm umgehen wie mit einem Bekannten, der unter uns wohnt? Haben wir ihn so in Begriffe verpackt, daß ein unmittelbarer Umgang erschwert ist? Wo wohnt er unter uns? Durch die Anfrage dieser Frau im Tempel und viele ähnliche Anfragen hat für mich Mensch-werden in Taiwan durchaus zu einem erneuerten Christsein geführt; ich habe dabei neue Aspekte meines Glaubens entdeckt oder Aspekte wiederentdeckt.

Religion ist ein integraler Bereich des Lebens der Menschen in Taiwan. Dies schließt jene Idee definitiv aus, daß missionarische Arbeit aufgeteilt werden könnte oder müßte in Entwicklungsarbeit und Pastoralarbeit. Aus meiner persönlichen Erfahrung heraus würde ich auch Kritik an jener Entwicklungspolitik üben, welche den religiösen Bereich ausklammern wollte. Mein Mensch-werden in einem solchen mehr integrierten Lebensmodell in Taiwan wurde zur Frage an mich selbst, wie denn mein Glaube mein Handeln in allen Lebensbereichen bestimmt.

d) Was ist chinesisch? Was ist europäisch?

Wenn Europäer nach Taiwan zu Besuch kamen, dann konnte ich oft hören: Diese Kirche ist ja gar nicht chinesisch. Mit chinesisch meinte man dann Gebäude mit geschwungenen Dächern, mit glasierten gelben Hohlziegeln, run-

den roten Säulen und einer bestimmten Ornamentik. Oder man sagte: Man sieht kaum Leute, die typisch chinesisch gekleidet sind. Mit typisch chinesisch meinte man die hochgeschlossenen, körperengen Kleider in bestimmten Farben und Mustern mit dem Knotenverschluß für Frauen; bei den Männern war man weniger sicher. Was ist denn chinesisch? Kann mir jemand sagen, was denn europäisch ist? Sind solche Fragen nicht sehr geeignet, Vorurteile und Klischees weiterhin festzuzementieren?

Mensch-werden bedeutet, daß ich keine solchen Fragen mehr stelle, sondern daß ich mich ganz von Vorurteilen zu lösen mich bemühe und versuche, den Menschen, den Situationen, dem Leben unmittelbar zu begegnen und alles einfach einmal stehenzulassen. Es ist durchaus möglich, daß dabei einiges in meinem Kopf durcheinandergeht, daß vieles nicht mehr in meine Schemen paßt, daß ich eben lernen muß, daß Menschen, Kulturen, Völker sehr viel differenzierter sind, als daß sie sich in Schemen einfangen lassen würden.

Selbstverständlich habe ich das Nationalmuseum in Taipei viele Male besucht, auch Konzerte, Opern im sogenannten klassischen Stil. Ich habe während meines Aufenthalts in Taiwan aber auch viele Kunstausstellungen besucht, bildende und plastische Kunst, vor allem moderne; ich habe Romane moderner taiwanesischer Schriftsteller gelesen, ich habe modernes Ballett besucht, ich bin moderne Musik hören gegangen. Mein Ziel war, mitzuerleben, wie heutige Chinesen oder Taiwanesen sich ausdrücken in diesen kulturellen Medien der Kunst und Literatur, der Musik und des Theaters, welche Themen sie zum Ausdruck bringen und was sie damit sagen wollen.

Was war daran chinesisch? War diese Frage überhaupt sinnvoll? Ich würde meinen: nein.

Ist es vielleicht eine bestimmte versteckte Kulturromantik, die mich angeblich so sicher macht im Urteil darüber, was chinesisch sei? Ist es vielleicht ein eingeständenes Heimweh nach einer klaren kulturellen Identität, die ich als Mitteleuropäer nicht mehr habe, welche ich aber bei den Chinesen zu finden glaube? Fehlt bei mir eine bestimmte Form der Kultur, die ich bei den Chinesen fast als Reaktion gewaltsam zu bewahren suche?

Ich bin während der Jahre in Taiwan sehr vorsichtig geworden im Urteil über das sogenannte Typische von Menschengruppen, von Kulturen, und ich frage mich, ob es das typisch Chinesische oder typisch Europäische überhaupt gibt. Sind solche Typisierungen nicht eben Vor-Urteile, Sammel-Urteile, die genau das verdecken, was einmalig und einzigartig ist, allen voran den einzelnen Menschen, so wie er mir und ich ihm begegne?

Mensch-werden geschieht eben nicht im allgemeinen, sondern im ganz besonderen jeder einzelnen Begegnung, ob es die einzelnen Menschen sind, Träger von Kulturen und Religionen oder Akteure ihrer Geschichte. Auf Grund meines Mensch-werdens wurde missionarische Begegnung möglich auf der Ebene der tiefsten Werte und der Beziehungen zum letzten Geheimnis, wie immer mein Gegenüber oder ich selbst es benannte.

2. *Sich entäußern*

Für Jesus war die Entäußerung ein wesentlicher Schritt in seiner Geschichte des Mensch-werdens im Hinblick auf seine Sendung und Mission. Entäußern bedeutete für ihn und damit für uns Missionarinnen und Missionare loslassen dessen, was einem eigen ist, was einem eigentlich zusteht; es bedeutet, sich in das ganz andere hineinzugeben; es beinhaltet sogar sich selbst loszulassen.

Ich möchte am Beispiel meines chinesischen Namens und am Beispiel von Denkmustern kurz aufzeigen, was dieser Aspekt in Taiwan für mich bedeutet hat und wie und weshalb er wesentlich zur missionarischen Existenz gehört.

a) Mein chinesischer Name: Mei Jr-Li

Als ich gleich bei meiner Ankunft ins Bischofshaus kam, sah ich schon mein Foto und meinen chinesischen Namen darunter auf der Karte der Diözese aufgeklebt. Ich konnte nichts lesen und wußte nicht, wie ich hieß. Jemand las mir meinen Namen vor. Ich hörte drei Laute – Mei Jr-Li –, die für mich einstweilen sinnlos waren; ich lernte, automatisch auf sie zu reagieren. Zwar sagten mir die Leute, ich hätte einen sehr guten Namen; aber das war einstweilen eine nichtssagende Feststellung.

Mit meinem chinesischen Namen, den ich anfangs nicht einmal schreiben konnte, wurde mein eigener schweizerischer Name bedeutungslos. Ich existierte in Taiwan nur als Mei Jr-Li. So war ich registriert bei der Fremdenpolizei. Damit verknüpfte sich für einige Monate die Erfahrung, ein Analphabet zu sein, weder lesen noch schreiben zu können. Um diese Erfahrung einer ans Mark gehenden Entäußerung bin ich sehr dankbar, denn nur so konnte ich real am eigenen Leib miterleben, was Millionen von Menschen als machtloses Sich-ausgeliefert-wissen an jene, die lesen und schreiben können, tagtäglich erleben.

Wer war ich eigentlich mit diesem neuen Namen? Der Josef Meili und seine ganze neunundzwanzigjährige Geschichte existierte nicht mehr in Taiwan; sie war eigentlich auch bedeutungslos. Ich konnte mich auf nichts beziehen, was mir neunundzwanzig Jahre lang Identität gegeben hatte: Familie, Ausbildung, Freundeskreis, Arbeit. Was ich war, wurde ich mit jedem Tag für die Menschen in Taiwan. Dies war ein langer, oft schmerzhafter Lernprozeß, eine wirklich neue Mensch-werdung und noch mehr ein definitives Loslassen alles dessen, was mir eigen war. Dazu kam, daß mein schweizerischer Name falsch gelesen wurde, als man nach einem chinesischen Namen mit ähnlichem Laut suchte. Mein Name war so eher eine Zufälligkeit. Angesichts der großen Bedeutung, welche Chinesen ihren Namen beimessen, wog dies noch schwerer.

Mit meinem chinesischen Namen verbanden sich keine Eltern gleichen Namens. Ich fühlte mich wie eine künstliche Entität, ein Mensch aus der Retorte. Wenn ich jeweils meinen Namen irgendwo schreiben mußte, so sah man sofort, daß ich ein Ausländer war; meine Handschrift war die eines Kindes ohne

persönlichen Zug, den man sich normalerweise im Lauf der Jahre aneignet. Ich fühlte mich oft wie ein Mensch zweiter Klasse.

Mein chinesischer Name hatte nur Sinn in Taiwan und für die Menschen dort; aber dort ist er tatsächlich sinnvoll. Das ist die andere Seite der Entäußerung. Mit meinem chinesischen Namen verbinden sich neue Beziehungen, Erfahrungen, Freuden und Leiden; ein unendlich großer Horizont hat sich für mich geöffnet.

Mein Schweizer Name hat Sinn nur hier in Europa und für die Menschen hier, aber hier ist er tatsächlich sinnvoll. Und mit diesem Namen verbinden sich ebenso viele Beziehungen und die Geschichte meines Mensch-werdens während der Jahre, die ich in Taiwan in diesem Teil der Welt verbrachte und seit drei Jahren wieder verbringe.

b) Denkformen, Urteilen, Handeln

Das „Gesicht“ oder das „Gesicht wahren“ ist in Taiwan eine sehr wichtige Sache im zwischenmenschlichen Umgang. Es hat zu tun mit Ehre, Würde, Status, auch Selbstbewußtsein und Stolz. Ich selbst hatte kaum ein „Gesicht“; bei jeder Unterschrift hätte ich es sowieso verloren, weil ich eine Schülerschrift hatte.

Das „Gesicht“ wird aber sehr oft mißverstanden. Das stetige Lächeln empfinden einige von uns westlichen Menschen als Maske und damit als verfälschend oder gar falsch. Chinesen werden als unehrlich empfunden. Sie sagen ja, wenn sie nein meinen und umgekehrt.

Nachdem ich aber lange genug mit diesen Menschen zusammen gelebt und gearbeitet hatte, lernte ich, daß dies nicht ihr, sondern mein Problem war. Mit der Zeit, freilich sehr langsam, lernte ich die Feinheiten des Tons, des mimischen Ausdrucks, die Details der Umstände, unter denen so oder anders gesprochen wird, kennen und deuten. Ich erfuhr auch, wie sehr differenziert sich die Taiwanesen auszudrücken wissen; einige würden sagen: Sie reden um den Brei herum. Ihr Ziel ist es aber, mich unter keinen Umständen zu verletzen.

In diesem Prozeß der Kommunikation und im Zusammenhang mit dem „Gesicht“ in Taiwan liegt es an mir, die Signale richtig zu verstehen und zu deuten und darauf entsprechend zu reagieren. Das ist selbstverständlich nur möglich, wenn ich meine eigenen mitgebrachten Denk- und Verhaltensmuster einmal beiseite lege und mich in die neuen Formen einübe. Es liegt an mir, mich zu ändern. Das ist schwer, denn ich betrete Neuland in einem empfindlichen Bereich, dem der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Wenn ich diesen Schritt des Eintauchens in andere Denk- und Verstehensmuster tue, welche auch mit Wertsystemen eng verknüpft sind, dann muß ich etwas aufgeben, was mir sehr nahe ist. Aber das ist eine Grundbedingung, damit Beziehung und damit missionarische Präsenz überhaupt möglich wird.

Das oben genannte indirekte Muster eignete ich mir mit den Jahren auch an. Aus dieser Erfahrung heraus hat sich bei mir dann gegenüber den westlichen Menschen – zu denen ich ja selbst gehörte – das Vorurteil gebildet: Die westlichen Menschen gehen plump miteinander um. Dieses Vorurteil mußte ich nach meinem Weggang von Taiwan wieder revidieren, weil es eben keine „westlichen Menschen“ gibt, sondern nur konkrete Menschen hier oder dort.

Das eher indirekte Kommunizieren miteinander ging mir anfangs eher gegen den Strich, weil ich im allgemeinen gewohnt war, direkt miteinander zu reden. Man soll doch die Sache klar beim Namen nennen und auf den Tisch legen. Dies wurde konkret z. B. im Bereich der Konfliktbewältigung. In Taiwan darf ich nie jemandem etwas Unangenehmes einfach ins Gesicht sagen. Dementsprechend braucht es sehr große Phantasie, jene Sprachform zu finden, die es erlaubt, einer Person etwas Unangenehmes zu sagen, ohne sie zu verletzen. Ich habe mich oft gefragt, vor allem seitdem ich wieder in Europa bin und in einer Position, in welcher ich oft mit Konflikten zu tun habe, ob gelegentlich nicht die sanftere Art, welche ich in Taiwan gelernt hatte, hilfreicher wäre.

Beziehungen sind in Taiwan von größter Bedeutung. Wenn ich etwas will, muß ich genau den Weg und die entscheidenden Personen kennen und auch angehen, über die ich mein Ziel erreichen kann. Auch muß die Position der Personen genau stimmen, sonst schlägt ein Unternehmen fehl. Das stetige um die Ecken herum gehen mag mir zuwider sein, aber wenn ich leben, wenn ich arbeiten, wenn ich Beziehungen aufbauen und erhalten will, muß ich mich in diesen Mustern bewegen, die in Taiwan gelten und meine eigenen einmal auf der Seite lassen.

Ich bin Gott sehr dankbar, daß ich in einer solchen Umgebung meinen missionarischen Dienst beginnen und dann auch leisten konnte. So hatte ich mindestens die Gelegenheit, den Weg Jesu zu uns und unter uns Menschen, den Weg der Entäußerung besser zu verstehen und seine Mission, die meine eigene wurde, anzunehmen und zu praktizieren. Es macht mir deshalb auch große Mühe, wenn ich Rapporte von Frauen oder Männern in missionarischen Einsätzen lese, wo es heißt: Die Leute am Ort sind nicht interessiert an unseren Vorschlägen, sondern verbleiben bei ihren althergebrachten Gewohnheiten.

Aus meiner Erfahrung in Taiwan versuche ich, neue Kriterien der Beurteilung eines missionarischen Einsatzes einzubringen, wie z. B.: Was habe ich gelernt? Bin ich mir meiner Grenzen bewußt geworden? Kann ich sie akzeptieren? Kann ich dankbar sein für die ‚kalten Duschen‘? Kann ich meine neuen Erfahrungen als Bereicherung oder nur als Beschränkung für mein Selbst sehen? Diese und ähnliche Kriterien sind meines Erachtens unabdingbar notwendig für eine echte ehrliche Menschwerdung des Missionspersonals, ohne die missionarische Präsenz nicht möglich oder zumindest sehr erschwert ist.

Solche Überlegungen sind freilich nicht populär in einer Gesellschaft, welche den Kult des Selbst feiert in dem Sinn: Ich muß mich selbst verwirklichen; bei

mir muß es stimmen; ich darf mich nicht aufgeben usw. Aber die Frage stellt sich gerade in diesem Zusammenhang grundsätzlich: Kann ich andere Denk- und Verhaltensmuster, kann ich die Herausforderungen an meine Person durch eine fremde Kultur als Erweiterung meines Horizonts und so trotz allen mühsamen Lernens als Bereicherung erkennen und annehmen oder nur als Einschränkung, Identitätsverlust und so als etwas Negatives?

Entäußerung ist eine enorme Herausforderung und eine radikale Anfrage an den Kult des Selbst auch und gerade für Missionspersonal. Dieses Thema ist zur Zeit für mich Alltag. Mitarbeitende wollen vor allem etwas tun. Aber zuerst muß man lernen, und das ist schwer. Aber ohne grundsätzliche Lernbereitschaft, die oft nahe an Entäußerung herankommt, ist es für mich sicher, daß solche Menschen nicht für einen missionarischen Einsatz geeignet sind.

Wenn wir von Inkulturation reden, sind wir sehr eifrig im Aufzählen von allen möglichen Bereichen, in denen Glaube und Theologie in einer Kultur Eingang finden sollten, vergessen aber oft uns selbst, das Missionspersonal, welches selbst ihre eigenen Muster zuerst ändern oder erweitern muß, damit interkulturelle Beziehung erst möglich wird.

Mensch-werden, sich entäußern, so wie Jesus es uns vorgelebt hat, als Grundoption missionarischer Tätigkeit ist an sich schon eine immense Herausforderung für Missionarinnen und Missionare; sie wird noch größer für Menschen, die aus Europa und Nordamerika kommen, wo der Kult des Selbst oft zur Religion geworden ist.

3. *Er hat uns gesandt*

Gott wurde Mensch in Jesus, damit er unter uns wohne und gerade so als Mitmensch das Heil für alle Menschen ausruhe und Wirklichkeit werden lasse. In diesem großen Rahmen stehen all jene Aussagen über die Sendung von Frauen und Männern durch Jesus, welche im Neuen Testament unter ganz verschiedenen Umständen erwähnt werden.

Jesus schickte die Jünger im voraus dorthin, wohin er selbst kommen wollte (Vgl. Lk 10,1). Es ist Vorbereitungsarbeit, welche die Mitarbeitenden Jesu tun.

Der Besessene von Gerasa möchte nach seiner Heilung bei Jesus bleiben, doch er schickt ihn zu seinen Leuten zurück: „*Kehr in dein Haus zurück, und erzähl alles, was Gott für dich getan hat*“ (Lk 8,39), mit dem Ergebnis, daß dieser Geheilte in der ganzen Stadt Zeugnis für Jesus gibt.

Die Frau am Jakobsbrunnen wird durch das Gespräch derart motiviert, daß sie den Bewohnern ihrer Stadt erzählt, was sie gesehen und gehört hat und sie zu Jesus führt (Joh 4,1–42); eine klassische missionarische Situation, welche an die spätere Zeit erinnert, wenn Petrus und Johannes vor den Führer des Volkes bekennen: „*Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben.*“ (Apg 4,20).

Jesus erscheint nach seiner Auferstehung den Frauen und sendet sie zu seinen Jüngern: „*Geht und sagt meinen Brüdern, sie sollen nach Galiläa gehen, und dort werden sie mich sehen.*“ (Mt 28,10). Überraschend beauftragt Jesus Frauen, welche die ersten Zeugen für seine Jünger sein sollen.

Sowohl bei Johannes als auch bei Matthäus wird die Sendung der Jünger sehr deutlich als Fortsetzung der Sendung Jesu gesehen. Hier wird der große Zusammenhang mit dem Plan Gottes, seine Liebe in Jesus konkret sichtbar und wirksam werden zu lassen, explizit ausgedrückt. Nach Johannes empfangen die Jünger zusammen mit dem Geist Gottes auch ihre Sendung: „*Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.*“ (Joh 20,21). Oder bei Matthäus: „*Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde. Darum geht zu allen Völkern...*“ (28,18–19).

Zwei wichtige Merkmale unter vielen andern kennzeichnen die Missionarin oder den Missionar: Er oder sie bereitet den Boden für das Sichtbarwerden des Reiches Gottes, für Jesus selbst, und das zweite: Er oder sie hat etwas gehört und gesehen, wovon nicht geschwiegen werden kann.

Ich möchte an einem Beispiel aus meiner Erfahrung diese Phase der Sendung, welche gerade durch das oben dargelegte Mensch-werden und Sich-entäußern möglich wird, etwas beschreiben.

a) Den Boden bereiten

Ich habe während etwa siebzehn Jahren in Taitung eine Gruppe junger Erwachsener begleitet. Sie haben sich unter dem Segel der Katholischen Arbeiterjugend (KAJ) selbst organisiert. Während dieser Jahre sind wohl über 300 junge Menschen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren kürzere oder länger Zeit Mitglied dieser Gruppe gewesen, welche sich abgesehen von Aktivitäten an Wochenenden regelmäßig einmal in der Woche traf – und sich jetzt noch trifft. Das besondere daran ist, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, alle Mitglieder der taiwanesischen Volksreligion angehören.

Die Gründung der Gruppe durch Herrn Lwo-Mau hatte mit meiner Menschwerdung in Taiwan zu tun. Kurz nach meinem zweijährigen Sprachstudium meldete er sich mit diesem Vorhaben. Ich wollte aber erst meine Ruhe haben, meine Sicherheit finden, nach meinen Stil mich in der Pfarrei einleben und sagte nur widerwillig zu, diese Gruppe zu begleiten.

Aber das Zusammensein mit der Gruppe oft bis spät in die Nacht hinein, wenn ich anfänglich oft lieber geschlafen hätte und nicht gewohnt war, um Mitternacht noch auf der Straße etwas zu essen, eröffnete mir neue Horizonte. Gott hatte mir ein Anfangsgeschenk gegeben, einen Gesprächspartner, der mir wirklich das Herz und die Seele der jungen Generation in Taiwan langsam offenbaren würde, und dies auf eine Weise, wie ich es nirgends sonst erleben konnte. Die Unmittelbarkeit der Begegnungen war erstaunlich; sie war möglich deshalb, weil ich für diese jungen Leute in keiner bestimmten Rolle

steckte. Freilich wußten sie, wer ich war und was ich vertrat, aber die kirchlichen Rollen waren für sie unbedeutend.

Zwei Aussagen aus dieser Gruppe umschreiben, wie sie mich sahen. Für mich sind sie eine Bestätigung dafür, daß Mensch-werden, Sich-entäußern wesentliche Voraussetzungen für missionarische Präsenz ist.

Zum ersten: „Wir sind froh, wenn sie mit uns sind. So haben wir das Gefühl, daß das, was wir tun, gut ist.“ Letztes Jahr, als ich zu einem offiziellen Besuch in Taiwan war, hörte ich einen ähnlichen Satz von einem ehemaligen KAJ-Mitglied, der jetzt Vater von drei Kindern ist: „Es wäre gut, wenn sie uns bald wieder begleiten könnten.“

Was ich versuchte, war das, was ein Mitglied der Gruppe so formulierte: „Die christliche Gemeinde hat uns einen Raum der Freiheit und Offenheit geschenkt, in dem wir ohne irgendwelchen Druck oder Behinderung unsere Sache zur Sprache bringen können. Ich habe gelernt Mensch zu sein. Ich fühle mich hier zu Hause und kann entdecken, wer ich bin.“ Die Kirche als einen Ort der Freiheit, des Atmen-könnens, des Sich-aussprechen-könnens erfahren zu lassen, wo alle Fragen und Probleme auf den Tisch kommen können, dies versuchte ich zu vermitteln.

Zum zweiten: Nach einer Abendzusammenkunft der KAJ ging das Gespräch weiter mit einem glücklich verheirateten jungen Mann, dessen Frau im vierten Monat schwanger war. Unvermittelt sagte er: „Hier in Taiwan schauen die meisten Leute für sich selbst. So wie Sie in ein fremdes Land zu gehen, eine andere Sprache zu lernen, sich an eine fremde Kultur zu gewöhnen und einfach für die Menschen hier dazusein, ohne dafür etwas zu erwarten, nichts herauszuholen, das ist schon eine große Ausnahme. Es gibt, glaube ich, wenige Menschen, die das können.“

Ich war sehr glücklich, so etwas zu hören. Das versteckte anerkennende Erstaunen über meine Lebensform freute mich natürlich auch, aber mich freute noch mehr die Tatsache, daß meine Präsenz diesen jungen Mann herausforderte, Fragen an die Gesellschaft, damit an sich selbst zu stellen und mich zu fragen: Was ist Deine Motivation, so zu leben? Weshalb tust Du das?

So wurde ich zu einem wandernden Fragezeichen, zu einer stetigen Herausforderung an diese jungen Menschen. Wann die Ernte einer solchen Saat reif ist, ist Gottes Sache. Wichtig war, daß ich mithelfen konnte, den Boden dafür vorzubereiten.

b) Die Ankündigung des Reiches Gottes

Alle zwei Monate gestaltete ich die wöchentliche Zusammenkunft. Ich arbeitete oft mit der Bibel; dies wurde von allen akzeptiert, denn sie wollten auch dadurch mich und meine Motivation kennenlernen. Gleichnisse und Jesusbelegungen erwiesen sich als die geeignetsten Themen.

Gleichnisse haben verständliche Lebenssituationen zum Ausgangspunkt, welche dann von Jesus oft in einer neuen Art zu Ende geführt oder interpretiert werden. Lag es wohl daran, daß Menschen anderer Religionsgemeinschaften als der christlichen mit diesen Geschichten konfrontiert wurden, daß ich wieder einmal jene Reaktion der Hörerinnen und Hörer miterleben konnte, welche Jesus beabsichtigte? Sofort war der springende und herausfordernde Punkt klar; er stach in die Augen und ins Herz. Die unmittelbare oft sehr starke Betroffenheit der jungen Menschen ersetzte mir einen guten Schriftkommentar in bezug auf die Pointe der Geschichten. Die daraus sich ergebenden Gespräche gingen sehr in die Tiefe und ließen Fragen offen, die immer wieder Anlaß zu neuer Auseinandersetzung wurde.

Jesusbegegnungen waren in der Linie eines Themas der jungen Leute, welches sie immer wieder beschäftigte, jenes der zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Art und Weise, wie Jesus mit Menschen seiner Zeit umging, faszinierte sie: seine Freiheit, mit allen möglichen Menschen ins Gespräch zu kommen, seine Unvoreingenommenheit, seine Tiefe, sein Verstehen, seine Achtung, sein Ernstnehmen des Gegenübers, sein bedingungsloses Akzeptieren jedes Menschen. Umgekehrt seine harte und klare Herausforderung zur Umkehr, seine klare Linie und Konsequenz, dann aber auch seine Verletzlichkeit, die eben einen Menschen mit Herz offenbart. Immer wieder endeten unsere Gespräche in der Frage: Wie ist das möglich? und in der Feststellung: Es wäre schon gut, wenn man so miteinander umgehen könnte.

Auf der andern Seite wuchs die Saat des Reiches Gottes von selbst, und sogar die Rolle des Missionars wechselte; eine Erfahrung des Hin- und Herwehens des Geistes Gottes.

Die KAJ-Gruppe veranstaltete im Dezember 1988 ein Wohltätigkeitskonzert zugunsten eines Heimes für schwerstbehinderte Kinder. Eine in Taiwan sehr bekannte Fernsehmoderatorin und berühmte Schlagersängerinnen und -sänger kamen unentgeltlich. Die Veranstaltung war ein absoluter Erfolg. Jeder Platz und alle Zwischengänge des Konzertsaals in Taitung waren besetzt. Mitten in die hochqualifizierten Darbietungen hinein wurde eine kleine Gruppe der schwerstbehinderten Kinder auf Rollstühlen auf die Bühne gefahren, buchstäblich ins Rampenlicht der Öffentlichkeit, und krächzte ihre kleinen Lieder. Es herrschte absolute Stille, betretenes Schweigen während dieses kurzen Auftritts. So war es von der KAJ beabsichtigt. Ihre Botschaft im Namen der Kinder war die: „Wir sind ein Teil der Gesellschaft. Schaut uns gut an. Wir gehören auch dazu.“ Dies war das Weihnachtsgeschenk der KAJ-Gruppe, von denen die meisten Mitglieder andern Religionsgemeinschaften angehörten als der christlichen, an die Stadt: Seht das menschgewordene Wort, welches sich entäußerte bis in die schwerste Behinderung hinein in seiner missionarischen Präsenz mitten in unserem hochentwickelten Taiwan.

Wer waren denn hier die Träger der missionarische Sendung? – Der Geist Gottes weht offenbar doch, wo *er* will!

Ich möchte mit einer Geschichte schließen, in welcher die missionarischen Rollen nochmals vertauscht sind: Eine Verehrerin des Schutzgottes Wang-Ye ruft mich auf, nachzudenken, wes Geistes Kind ich sein soll. Die Voraussetzung dafür, daß ich ihre Botschaft hören konnte, war mein Bemühen, immer mehr Mensch zu werden, indem ich eine zweite Sprache, das Taiwanesisch, erlernte.

Vom Geist besessen

Im Frühjahr 1993 leitete Prof. Hans Waldenfels in Taiwan einen theologischen Weiterbildungskurs für das dortige deutschsprechende Missionspersonal. Anschließend hatte ich die Gelegenheit, ihn einige Tage zu begleiten. In der Stadt Taitung, wo ich gearbeitet hatte, besuchten wir verschiedene Tempel der chinesischen Volksreligion.

In einem Tempel des Wang-Ye kam sofort eine junge Frau auf uns zu und führte uns in diesem Tempel herum und erklärte in Taiwanesisch die verschiedenen Darstellungen der Schutzgottheiten, die Inschriften und die Gegenstände, welche für das Wahrsagen gebraucht wurden. Wir stellten uns vor als katholische Priester. Die Frau war sehr zuvorkommend, beantwortete unsere Fragen und zündete sogar alles Licht an, damit Prof. Waldenfels in diesem alten, von Kerzenruß und Weihrauch geschwärzten Tempel gute Fotos machen konnte.

Die junge Frau war eine sogenannte freiwillige Angestellte des Tempels; sie verrichten ohne Entschädigung verschiedene Dienste, vor allem die Betreuung der Leute, die zum Gebet und Opfer kommen. Sie war in einer bestimmten Phase der Einführung; sie würde nach einiger Zeit ihren Dienst als Medium der Schutzgottheit verrichten. Im Lauf ihrer Erklärung des Wirkens des Wang-Ye und anderer Schutzgottheiten des betreffenden Tempels sagte sie: „Wissen Sie, ich bin noch nicht eingeweiht, d. h. noch nicht besessen von der Schutzgottheit, deshalb begreife ich vieles jetzt noch nicht und kann es Ihnen auch nicht erklären. Sie können dies sicher verstehen, denn Sie gehören ja auch zu jenen Menschen, welche in der christlichen Religion besessen sind von ihrer Schutzgottheit.“

Diese taiwanesische Frau hatte begriffen, daß wir beide vom Geist Gottes „besessen“ sein mußten. Wir gehörten in ihren Augen zu jenen, die verstehen. War dies nicht ein zwar indirekter, aber doch deutlicher Aufruf an uns, noch tiefer zu reflektieren über unser Mensch-werden, unsere Entäußerung, unsere Sendung und unsere missionarische Präsenz?